

Angela Köhler-Weisker  
Gespräche unter dem Mopanebaum

Das Anliegen der Buchreihe Bibliothek der Psychoanalyse besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

## BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Angela Köhler-Weisker

# **Gespräche unter dem Mopanebaum**

**Ethnopschoanalytische Begegnungen  
mit Himbanomaden**

Mit einem Beitrag von Ute Wordell

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2015 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)

[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Helga Haase

Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Umschlagabbildung: Himbafräulein mit Kind © Ute Wordell

Druck: TOTEM, Inowroclaw (PL)

ISBN 978-3-8379-2431-2

# Inhalt

	<b>Einführung in dieses Buch</b>	11
1	<b>Die Fremde als Erkenntnisort</b>	11
2	<b>Das Forschungsprojekt</b>	15
3	<b>Das Forschungskonzept</b>	22
3.1	Unser methodisches Vorgehen bei den Himba – Gespräche in der Kleingruppe	25
3.2	Die Angst vor dem Fremden	30
3.3	Unsere Übersetzerinnen	32
3.4	Meine Haltung als Psychoanalytikerin in den Gesprächen	35
4	<b>Wissenschaftliche Nachbearbeitung des Feldmaterials</b>	39
5	<i>Dramatis personae</i>	39
6	<b>Danksagung</b>	41

## I **Ethnologischer Blick auf die Himbagesellschaft**

*Ute Wordell*

	<b>Einleitung</b>	47
1	<b>Nomadische Lebensweise und Haushaltsstruktur</b>	49
2	<b>Zur Geschichte der Himba</b>	52
3	<b>Traditionelle Gesellschaftsstrukturen</b>	59
4	<b>Mythologie</b>	60
5	<b>Übergangsriten zur Bewältigung von Schwellensituationen</b>	62
6	<b>Erste Stadien der frühkindlichen Entwicklung</b>	63
7	<b>Entwicklungsstadien des Mädchens zur Frau</b>	65
8	<b>Entwicklungsstadien des Jungen zum Mann</b>	67

<b>9</b>	<b>Heirat</b>	<b>70</b>
<b>10</b>	<b>Tod und Begräbnisrituale</b>	<b>71</b>
<b>11</b>	<b>Krankheit und Unglück – Heiler und Hexer</b>	<b>73</b>
<b>12</b>	<b>Die Himba im Wandel</b>	<b>76</b>

## **II Drei Frauengeschichten – Uatikura, Makeeya, Vatara**

<b>A</b>	<b>Uatikura – eine Liebe auf den ersten Blick</b>	<b>81</b>
<b>1</b>	<b>Erste Begegnung mit Uatikura (2000)</b>	<b>81</b>
<b>2</b>	<b>Krise und Trennung vom Haushalt des Ehemanns (2002)</b>	<b>81</b>
<b>3</b>	<b>Uatikura im eigenen Übergangshaushalt (2003)</b>	<b>181</b>
<b>4</b>	<b>Abschied (2006)</b>	<b>238</b>
<b>5</b>	<b>Uatikura im Haushalt des neuen Ehemanns (2010)</b>	<b>270</b>
<b>6</b>	<b>Forschungsmethoden und Ergebnisse</b>	<b>276</b>
6.1	Der ethnopsychoanalytische Forschungsprozess – persönliche Erfahrungen	276
6.2	Der Beziehungsprozess mit Uatikura – Überraschungen im Eigen- und Fremdverstehen	281
6.3	Die Interpretation von Träumen als ethnopsychoanalytisches Erkenntnisinstrument	290
6.4	Fremdes und eigenes Körpererleben – Überlegungen zum vitalen Körper-Ich	293
6.4.1	Sprachverwirrung zwischen Sexualisierung und Vitalisierung des Körpers	293
6.4.2	Was ist körperliche Energie? Versuch einer Konzeptualisierung	296
6.4.3	Uatikura und ihr Baby – Beobachtungen körperlichen Einsseins	298
6.4.4	Paradiesische Glückseligkeit und kannibalische Aggressivität – die Monade bei den Himba	301
6.4.5	Das Schönheitsideal der Himba – sinnliche Körperinszenierungen als Merkmal individueller und kultureller Identität	304
6.4.6	Das gestörte und das heile Haut-Ich – Berührung, Anklammerung und Bemächtigung im Kulturvergleich	306

<b>B</b>	<b>Makeeya – Adoleszenz bei den Himba heute</b>	311
	Szenen einer Trennung	
	Einleitung	311
1	Auf der Suche nach der frühen Mutter (2002)	312
2	Makeeya als Mutter ihres ersten Babys (2003)	370
3	Vergebliche Hoffnung auf Heilung einer frühen Verlassenheitswunde (2006)	403
4	Makeeya hält Ausschau nach einem Mann ihrer Wahl (2010)	423
5	Forschungsergebnisse	427
5.1	Der Beziehungsprozess zwischen Makeeya und der Psychoanalytikerin – Heilserwartung an die fremde »Heilerin«?	427
5.2	Die Krankheit Makeeyas	429
5.3	Exkurs zur Hexerei	431
5.4	Monogame Sehnsüchte in einer polygamen Kultur	435
<b>C</b>	<b>Vatara, die zu Unrecht Beschuldigte</b>	441
1	Tod der Kinder und der frühe Tod der Mutter (2002)	441
2	Todesangst vor den Schrecken der Geburten (2003)	479
3	Die Schrecken des Abschieds (2006)	508
4	Reintegration in die Himbagemeinschaft (2010)	543
5	Forschungsergebnisse	546
5.1	Zur Psychodynamik des Gesprächsprozesses mit Vatara	546
5.2	Vatara im Konflikt zwischen individuellen Bedürfnissen und traditioneller Himbakultur	548
5.3	Die Folgen früher Trennungen	550
5.4	Gefahren des Gebärens	551
5.5	Hexereidiskurs versus Schuldgefühlsdiskurs	553
<b>III</b>	<b>Das gesellschaftliche Unbewusste der Himba</b>	
	<b>Eine Balance zwischen Bindung und Trennung</b>	559
1	Trennungsgewalt – Trennungswut	561
2	Körperliche Einschreibungen	566

3	Das Tabu der Menstruation	568
4	Opferung der Individualität	569
5	Aggressive Gefühle sind tabu	571
6	Tieropfer als Therapeutikum	572
7	Soziale und leibliche Vaterschaft	573
8	Der Glaube an Hexerei	574

	<b>Rückblick</b>	577
--	------------------	-----

	<b>Literatur</b>	579
--	------------------	-----

	<b>Bildanhang</b>	587
--	-------------------	-----



Es reicht nicht, dass die Dinge funktionieren, deshalb macht der Mensch sich auf die Suche. Diese Suche nach etwas, das existiert, aber nicht zu fassen ist, sehe ich als das »Geheimnis des Lebens«, das uns mit allen Dingen auf der Welt verbindet. Die Arbeit hört nicht auf, wie sollte sie?

*Edgar Reitz, 2014*

Entdecken heißt finden, was man nicht gesucht hat.

*Thomas Romanus*



# Einführung in dieses Buch

## 1 Die Fremde als Erkenntnisort

Beginnen möchte ich mit einem alt bekannten und beliebten Kinderspiel. Ein Kind ruft den anderen zu: »Wer hat Angst vor dem Schwarzen Mann?« Die anderen antworten: »Niemand!« – »Und wenn er kommt?« – »Dann laufen wir.« Der Schwarze Mann kommt, alle laufen in seine Richtung und versuchen gleichzeitig zu entkommen. Nimmt der Schwarze Mann ein Kind gefangen, wird es selbst zum Schwarzen Mann oder zur Schwarzen Frau, die/der die anderen einzufangen versucht – bis schließlich alle Kinder Schwarze Frauen und Schwarze Männer geworden sind.

Ich habe dieses von Lust, Neugier und Angst motivierte Spiel, von dem gefährlichen fremden Mann oder der gefährlichen fremden Frau eingefangen zu werden, an den Anfang gestellt, weil es in Kürze meinen persönlichen Prozess umreißt, in den ich geriet, als ich begann, zu den Himbafrauen zu »laufen«. Gemeint ist damit ein Spannungsprozess zwischen Exotismus und Xenophobie, der Anziehung und Bewunderung des Fremden sowie der Angst vor ihm. Während Anziehung und Bewunderung unbewusste Heilserwartungen verdecken können, verbirgt sich hinter der Angst womöglich das Unheimliche – eine Angst, die oft durch Entwertung und Ablehnung abgewehrt wird, anstatt das Fremde stehen zu lassen. Nicht nur ich wurde von diesem Prozess erfasst, sondern auch die Himbafrauen, mit denen ich im Zuge unserer Forschungsarbeit gesprochen habe. Letztlich ermöglicht wurde diese Bewegung, weil wir einen interkulturellen Übergangsraum andauernden Verwebens, Hinterfragens und Abgrenzens zuzulassen vermochten, einen unsicheren und fragilen Schwellenbereich, in dem wiederum Gemeinsamkeiten entstehen konnten. Interkulturelle Verständigung braucht einen zunächst undifferenzierten Raum, um nicht blinden Zuschreibungen zu verfallen. Bedeutungszuschreibungen werden suspendiert und neu verhandelt. Beide Seiten arbeiten an dem manifesten Text, der gültig ist und den ich erzählen werde. Dabei entsteht etwas Neues, das

sowohl Gemeinsamkeiten als auch Differenzen noch erkennen lässt. Aber beides verändert sich auch (Küchenhoff, 2014). Motiv meines ausführlichen Erzählens ist die Veränderung, die ich erlebt habe. Bis zu einem gewissen Grad lässt sich eine latente Bedeutung erschließen, die stets noch erweiterbar ist. Komplexe Sachverhalte lassen sich auf Beziehungen und innere Strukturen zurückführen. Was bleibt, ist das unzugängliche Geheimnis des Fremden. Wir nähern uns dem Fremden, indem wir seine Ferne ertragen, ohne sie abzuwehren. Verstehen ist der Versuch, das Fremde aufzuheben – eine experimentelle Suche nach etwas, was sich einem entzieht und doch anerkannt werden muss (Waldenfels, 2014). Etablierte Grenzen werden aufgeweicht. Der intersubjektive Raum wird fließend. Deshalb dauert es so lange, bis man von der tiefen Einlassung im Feld zu strukturierten theoretischen Abstraktionen kommt. Das Schreiben über einzelne Himba führt unweigerlich zu Verallgemeinerungen. Der Fremde wird konstruiert.

Sinngemäß zusammenfassen möchte ich einige Überlegungen von Waldenfels, der sich in philosophischem Sprachduktus ausführlich mit dem Fremden auseinandersetzt: Das Fremde widerfährt uns und wir erleiden es, es ist weder gesteuert noch vorhersehbar, es überfällt uns, es überrascht und zwingt uns zu einer emotionalen Antwort. Vom Fremden geht ein Anspruch aus, dem wir uns nicht entziehen können, und auch die Antwort widerfährt uns. Insofern ist die Begegnung mit dem Fremden ein »Lebenselixier«, weil es zu einer unmittelbaren kreativen Antwort auffordert und uns vor Erstarrung bewahrt (Waldenfels, 1997; 2006; 2014).

Gemeinsam Erlebtes kann man sich mehr oder weniger aneignen. Das vorliegende Buch ist der Versuch, mir jenes Unvorhergesehene anzueignen, das mir als Psychoanalytikerin mit dem Fremden zugestoßen ist. Für mich machen Forschungsreisen in ein fremdes Land keinen Sinn, wenn sie mich nicht über mich selbst hinausführen. Der tiefere Grund, andere Kulturen kennenzulernen, besteht darin zu sehen, was diese besser machen als wir.

Ich bin glücklich und traurig zugleich, dass meine Reisen zu den Himba im Nordwesten Namibias im Verlauf von etwa zehn Jahren nun beendet sind. Oft schweifen meine Gedanken zurück zu unserem Lagerplatz mit den Zelten, dem Sonnensegel, der Sitzgruppe und der Stätte für das Lagerfeuer mit den Kochgeräten – ein Schattenplatz unter Mopanebäumen ganz in der Nähe der beiden Gehöfte, in denen anfangs alle unsere Gesprächspartnerinnen lebten. Wir lagerten auf einer kleinen Anhöhe an einem breiten Revier, einem Trockenfluss mit hohen Bäumen, in dem lediglich in der Regenzeit Wasser fließt. Es war schön, auf die an den Rändern angelegten Gärten zu schauen. Im Norden erstreckte sich, soweit das Auge reichte, ein karg bewaldeter Bergücken mit Weiden, über dem auf einem blauen Himmel mittags die Sonne stand.

Seit meiner Adoleszenz gilt mein Interesse dem afrikanischen Kontinent, und

meine Reiselust führte mich im Laufe der Jahre zu zahlreichen Besuchen verschiedener afrikanischer Länder. Auf meinen letzten Reisen entdeckte ich die Schönheit der Natur Namibias. Dort hörte ich auch von den Himba, einer traditionellen Bevölkerungsgruppe im Kaokoland, die mein Interesse weckte und in mir den Plan entstehen ließ, diese Ethnie zu besuchen.

Bereits auf meiner ersten Erkundungsreise im Jahr 2000 kam es zu Begegnungen mit Himbafrauen und Himbamännern, die mich nicht mehr loslassen sollten. Die erste Wohnstätte, eine Onganda, sah ich am leicht abfallenden kahlen Hang eines Hügels. Unweigerlich zog es mich dorthin, um herausfinden, was sich hinter den in einem Rund aufgestellten Baumstämmen verbarg. Mein Mann erklärte mich für verrückt und strebte weiter, während ich meinem Forscherdrang folgte und mich in die Welt der Himba ver-rücken ließ. In emotionalem Aufruhr, hin- und hergerissen zwischen Angst und Neugier, schlug ich den Weg ein, der mir vorgegeben schien. Ich umkreiste den Zaun und spähte durch eine Lücke ins Innere. In der Nähe einer Lehmhütte sah ich ein junges Mädchen sitzen, das Haar zu zwei Zöpfen geflochten, die wie kleine Hörner die Stirn schmückten. Bis auf einen Lendenschurz nackt, hockte es vor einem Feuerchen, auf dem eine Blechdose dampfte. Es unterbrach sein Rühren und schaute mich freundlich lächelnd an. Ich erwiderte sein Lächeln.

In diesem Augenblick sah ich mich an meine eigene Kinder- und Jugendzeit erinnert, war tief erschüttert und den Tränen nahe. Mir schoss die Lektüre meiner Jugendjahre durch den Kopf: Die *Geister der gelben Blätter* von Hugo A. Bernatzik (1938), worin ähnlich berührende, mir unvergessene Bilder abgedruckt waren. Ich sah mich mit anderen Kindern in den Büschen unseres verwilderten Gartens hocken, wo wir unseren Haushalt führten und kochten. Mein Mann reagierte eher strategisch, indem er den Hügel erklomm, um sich einen ersten Überblick zu verschaffen, währenddessen ich, auf eine Geste hin, zitternd die Onganda betrat, weil ich mich freundlich empfangen fühlte.

Zu einer weiteren überraschenden Begegnung kam es einige Tage später an einem Brunnen. Dort sah ich eine Himbafrau mittleren Alters mit einem Baby in der Rückentrage. Ich fragte sie mit der Hilfe eines jungen Himba, der etwas Englisch sprach, ob ich sie fotografieren dürfe, da sie mir so gut gefalle. Ihr Antlitz erstrahlte und sie antwortete, dass auch ich ihr gut gefalle. Ihre Reaktion erstaunte mich. Meine schmeichelhafte Äußerung schien eine unmittelbare Bedeutung für sie zu haben, die ich erst im Nachhinein verstand: Unwissentlich hatte ich ihr eine spontane Liebeserklärung gemacht, die so gut bei ihr ankam, dass sie diese erwiderte. Ein solcher erster Austausch von Liebeserklärungen hat mich im gesamten Forschungsverlauf nachdrücklich beschäftigt, war ich doch beglückt wie befremdet wegen der sinnlichen Unmittelbarkeit trotz fehlender gemeinsamer Geschichte.

Erlebt habe ich jenen Austausch von Liebesgesten wie eine Wiederkehr von Begegnungsformen im Jugendalter.

Als sich später mein persönliches Forschungsvorhaben bei den Himba konturierte, entwickelte sich diese erste Begegnung zu einer Art innerem Leitstern bei meinem inzwischen geweckten Interesse für die Beziehungen der Himbafrauen untereinander. Mein Erleben auf dieser ersten Reise sowie die Tatsache, dass in der Himbakultur eine im Vergleich zu unserer Kultur strenge Geschlechtertrennung, eine Aufteilung in eine relativ abgegrenzte Frauen- und Männerwelt herrscht – basierend auf einer klaren Trennung zwischen der vor allem im öffentlichen Bereich stattfindenden Männerarbeit und der in enger Solidargemeinschaft verrichteten Frauenarbeit im eher privaten häuslichen Bereich –, ließ mich eine große soziale und emotionale Nähe unter den Frauen vermuten.

Bei meinen anfänglichen Vorbereitungen konzentrierten sich meine methodischen Überlegungen auf eine teilnehmend beobachtende, eher ethnologische Vorstellung. Ich war skeptisch, ob ethnopsychoanalytische Gespräche, die ja eine gewisse seelische Tiefe erreichen und zu einem Verständnis auch unbewusster Zusammenhänge gelangen sollten, ohne eigene Kenntnis der Himbasprache auf Englisch mithilfe von Übersetzerinnen überhaupt funktionieren würden. Ich stellte mir vor, in den Hütten der Frauen zu übernachten und ihr Beisammensein zu beobachten, wenn sie z. B. morgens ihre rote Farbe, die Odjize, von ihrem Körper abreiben und erneuern, wobei sie sich – wie ich gehört hatte – gegenseitig helfen. Wegen der stark färbenden Odjize hatte ich mir vorsichtshalber sogar einen zweiten Schlafsack mitgenommen.

Zwar verfüge ich über viel Fantasie, Neugier und Abenteuerlust; da ich aber Psychoanalytikerin bin, musste ich mich weitgehend zurücknehmen und wurde über unsere Gespräche in einen Prozess intensiver gegenseitiger libidinöser Besetzung hineingezogen und davon gefangen genommen. Eine den psychoanalytischen Regeln gemäß abstinente, abwartende, eher passiv rezeptive Haltung hätten die Gespräche nicht geduldet, weil dies bei den Himba nicht verstanden worden wäre. So waren beispielsweise kleine Geschenke und ein aktives Zugehen auf die einzelnen Frauen nötig. Indem ich mit der von mir Uatikura genannten Himbafrau etwas von dem, was ich von einer andersartigen Kultur wissen wollte, am eigenen Leib erlebt und durchlitten habe, gelangte ich zu ungeahnten Einsichten und Erkenntnissen. Dieser Prozess vollzog sich in gegenseitiger Spiegelung. Im Spiegel dieser Himbafrau habe ich mich selbst sehen können und in ihrem Anderssein eigenes Abgewehrtes, somit psychisch Verdrängtes und mir nicht Bewusstes erkennen können. Sie wurde zu meinem Alter Ego, in dessen Blick ich mich jenseits meiner üblichen sozialen Rollen selbst entdeckte. »In der fremden Kultur kommt man zu Erkenntnissen, weil man ein Fremder ist«, schreibt Erdheim (1988, S. 10).